

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Flammentöter.

Roman von Horst Bobemer.

(Nachdruck verboten.)

Herr Klausner, Besitzer einer chemischen Fabrik in einer größeren Stadt Mitteldeutschlands, lehnte sich weit in den Sessel zurück. Dann fuhr er sich mit der Hand über sein bartloses Gesicht, über die grauen, aufwärtsgebürsteten Haare. Ihm gegenüber an dem schreibtiſche seines Privatkontors saß sein erster Buchhalter, Vorchardt, ein altes Männchen mit kahlem Schädel, grauem Spitzbart, eine goldumranderte Brille auf der Nase.

Tief holte der Fabrikant Atem.

„Ungefähr so hoch habe ich mir die Verluste dieses Jahres vorgestellt. — glatte hunderttausend Mark!“

„Ganz allein dem Zahnwasser „Klausners Wohl“ haben wir den Nachschlag zu verdanken, unsere übrigen Artikel weisen steigende Gewinne auf!“ meinte der Buchhalter in bescheidenem Tone.

Mit flacher Hand schlug der Fabrikant durch die Luft. „Also Schluß damit, die Reklame hat und ungeheure Summen gekostet, es war ein Fehlschlag, mit dem wir uns abfinden müssen! Wir haben doch auch recht gute Zeiten erlebt, alter Vorchardt, das wissen wir doch aus unserer dreißigjährigen Zusammenarbeit!“ Klausner wandte den Kopf dem Fenster zu. Die roten Gebäude, die im Rechteck um den großen Hof standen, hatte er alle nach und nach aufgeführt. In der chemischen Industrie werden leicht Vermögen erworben und — verloren. Es kommen so unheimlich viel Neuigkeiten auf den Markt, Sache der Reklame war es, diese einzuführen, und die kosteten eben unheimliche Summen.

Der Buchhalter schwieg. Damals, als „Klausners Wohl“ herausgebracht wurde, hatte er gleich Bedenken geäußert. Es gab so viele Zahnwasser, und wenn dieses neue auch ganz vorzüglich war, um es durchzusetzen, mußten andere Marken verdrängt werden, die mit einer Reklame eingeführt worden waren, welche Millionen gekostet hatte.

Herr Klausner erhob sich.

„Also wahrhaftig, Schluß mit der Geschichte, sonst geh ich dran kaputt! Gleich werde ich unserem Reklamechef die nötigen Anweisungen geben und mit Herrn Doktor Dezius, unserem Chemiker, sprechen! ... Wir haben schlimmeren Stunden schon ruhig ins Auge gesehen! Guten Morgen, Vorchardt!“

Der hatte sich auch erhoben, rückte an seiner Brille und sah hinter dem Chef her. Mit dem zu arbeiten, war eine Freude. Ging einmal etwas schief, so blieb er ganz ruhig und behandelte seine Leute mit doppelter Freundlichkeit. So einer zwang widrige Umstände auf die Knie. Mit dem Zahnwasser hatte freilich sein klarer Blick versagt — aber er hatte sich so stark gefühlt, den Großmächtigen in der chemischen Industrie den Fehlschlag vor die Füße

zu werfen. Jedenfalls war er in diesem Kampfe geschlagen worden.

Die Treppe schritt Klausner hinauf zum Reklamechef. Er begrüßte den noch jugendlichen Herrn mit einem Händedruck. An den Wänden hingen zeichnerische Entwürfe, ein paar Reißbretter standen in der Ecke. Der große Tisch, an dem der Reklamechef saß, war mit Briefschaften und Zeitungsausschnitten bedeckt. Zwei große Aktenschränke bargen die Korrespondenz und die Belege.

„Herr Koht, wir kommen mit „Klausners Wohl“ auf keinen grünen Zweig, neue Umschlüsse wollen wir nicht mehr mit den Zeitschriften und Zeitungen machen!“

„Gott sei Dank, Herr Klausner!“

Der Fabrikant sah erstaunt seinen Reklamechef an. Der hielt den Blick ruhig aus. Auf seinem Gesicht spielte sich die Freude über den Entschluß seines Chefs ab.

„Es macht doch keinen Spaß, wenn man hier stutzig für Tag, sich abquält und dann erfahren muß, daß die Bestellungen den Erwartungen durchaus nicht entsprechen!“

Da drückte ihm Klausner zum zweiten Male die Hand.

„Ja, danke Ihnen! Ihre Worte haben mir wohlgetan! Hoffentlich finden wir bald etwas Neues, das den Verlust aus der Welt schafft!“

Der Reklamechef wiegte den Kopf hin und her; seine blauen Augen starrten auf die Diele, auf der aufgerissene Briefumschläge umherlagen.

„Was haben Sie denn? ... Klaus mit der Sprache!“

„Herr Klausner, Gott, es fällt mir schwer, ich bin keiner, der anderen ohne Not an die Karre fährt, aber seit Jahr und Tag versagt doch Doktor Dezius vollkommen, er kostet Ihnen eine schwere Menge Geld! Was wird nicht allein an Versuchen verpulvert! ... Können Sie nicht besser weg, sie warteten, bis sich Gelegenheit findet, eine neue Sache zu kaufen? ... Wenn wir durch Chiffreannonce probierten, mit einigen Erfindern in Verbindung zu treten, es laufen genug in der Welt herum, und das wenigste wird etwas taugen, aber mitunter hat man Glück! ... Die vertraulichen Verhandlungen zu führen, wenn irgendwo eine greifbare Aussicht ist, bin ich von Herzen gern erbötig!“

Der Fabrikant nickte freundlich.

„Danke! Ich weiß, was ich an Ihnen habe! ... Es könnte sein! ... Und für den Fall werde ich mich Ihres Angebots erinnern. Guten Morgen, Herr Koht!“

Doktor Dezius stand in einem langen Leinwandkittel in seinem Laboratorium, als sein Chef eintrat. Beißender Qualm zog gerade zum geöffneten Fenster hinaus. Ein langer, schwarzer Bart umrahmte das bleiche Gesicht des Chemikers ein. Er begrüßte Herrn Klausner mit einer förmlichen Verbeugung.

Der Fabrikant drückte auch ihm die Hand und sagte ruhig:

„Also mit „Klausners Wohl“ hat es ein Ende, Herr Doktor!“

Der zuckte unwillig die Achseln.
„Sieht am Namen, ich hab's Ihnen damals gleich gesagt!“

„Möglich! . . . Das ist gewesen! Jetzt heißt es: in die Zukunft geblickt! Einen Massenartikel gebrauche ich! Sonst muß ich einen Teil meiner Arbeitererschaft entlassen! Und was das für einen Eindruck macht, brauche ich Ihnen ja nicht erst zu sagen! . . . Aber ich bin kein Krösus!“

„Ich habe meine Pläne, Herr Klausner, Sie wissen doch: Probieren geht über Studieren!“

„Ob ich das weiß! Also Massenartikel, Herr Doktor! Etwas Williges, was jeder braucht! . . . Na, ich will Sie nicht stören! Guten Morgen!“

Nach der Fabrik ging Klausner. Dem Doktor hatte er ein paar gute Sachen zu verdanken. Der bekam von dem Verkauf seine Tantien, aber ein angenehmer Mitarbeiter war er nicht.

Dezhus brummte ärgerlich vor sich hin, nachdem sein Chef gegangen war. Er hielt viel von seinem Zahnwasser, hatte sich von ihm goldene Berge versprochen, und nun der grandiose Reinfall . . . Natur! war da nur der Klausner mit der verrückten Benennung schuld! . . . Massenartikel! Billig! . . . Als ob man solche Reuigkeit aus den Aermeln schütteln könnte! In der Welt zerbrachen sich hunderttausend Männer mindestens täglich die Köpfe, wie man so etwas zustande brachte! . . . Nun, er hatte hier sein Auskommen, und an Fleiß ließ er es auch nicht fehlen! Aber wenn er wieder etwas Butes erfand, denn diktierte er den Namen, sonst schürzte er sein Bündel, ihn nahmen andere Fabriken mit Handfuß auf!

Der Fabrikant schritt von Arbeitsraum zu Arbeitsraum. blieb hier stehen, da, nicht seinen Leuten freundlich zu und nahm die Berichte der Werkmeister entgegen. . . . Noch wurde das schlimmste Wort nicht laut: Arbeitsmangel, aber seine alten Vertrauensleute, die das Heranwachsen der Fabrik miterlebt hatten, fragten in den verschiedenen Sälen doch schon, wie der Chef für die nächste Woche disponiert habe. Hier wagte er noch nichts zu sagen, daß die Fabrikation von „Klausners Wohl“ — vorläufig — eingestellt werde. Es mußte erst ein neuer Verteilungsplan ausgearbeitet werden, denn Arbeiterentlassungen wollte er vermeiden, so lange es irgend ging. Kündigte einer und der andere — und das kam ja immer vor —, so stellte er keinen neuen für sie ein . . .

Dann ging er wieder in sein Kontor und arbeitete, bis die Dampfpeise der Fabrik verkündete, daß es Mittagszeit geworden war . . .

Durch den Garten, dem man ansah, daß er noch nicht lange angelegt war, schritt Klausner seiner Villa, aus gelbem Sandstein erbaut, zu, langsam, die Hände auf dem Rücken. Hinter ihm lag die Fabrik, eine von Schnee bedeckte Dammhecke bildete die Grenze. Wenn er die kleine Pforte öffnete, ließ er fast immer die Geschäftsforgen in den roten, großen Häusern zurück. Er war vorwärtsgekommen, Aerger warf ihn nicht mehr um, so hatte er gedacht, als er sich hier seine Villa gebaut und den großen Garten angelegt. . . . Und nun waren doch wieder böse Zeiten gekommen! . . . Also ehrlich seiner Frau und den beiden Töchtern gesagt, wie die Dinge standen — und sich ein wenig eingeschränkt. Das Blättchen wendete sich auch schon wieder einmal. Nur klaren Kopf behalten! . . . Der Schnee knirschte unter seinen Füßen, bitterkalt war's heute, da beschleunigte er seine Schritte. . . .

Als er mit dem Drücker die Haustür öffnete, kam ihm die blonde Trude, seine älteste, zweiundzwanzigjährige Tochter entgegengestrützt, hing an seinem Halbe.

„Papa, lieber Papa, neben ist der Leutnant Krohlow gekommen, Mama ist im Salon bei ihm! . . . Papa, lieber Papa!“

Er kam gar nicht zu Wort, so küßte ihn sein Mädel ab. . . . Und die Lene, die ein paar Jahre jünger war, steckte den dunklen Kopf zu einer Türe heraus, sicherte und schlug sie wieder zu.

Endlich hatte Klausner den Mantel ausgezogen. Ein Zucken lief über sein volles Gesicht, dann war er wieder der ruhige, selbstbewußte Mann. Er hatte verstanden.

„Kind, Kind, das ist ja sehr plötzlich gegangen, wenn ich aus deinem Gestammel Flug geworden bin! . . . Hals über Kopf geb ich euch aber nicht meinen Segen, kann's einfach nicht! . . . Na, komm mit rein, was ich deinem Leutnant zu sagen habe, mußt du mit anhören! Und ich bitte mir aus:

keine Szenen und kein unmäßiges Gerede. Reintlichkeiten bricht man mit Anstand den Hals!“

Ob die Trude ein Wort erwidern konnte, hatte er schon die Tür geöffnet.

„Guten Tag, Herr Leutnant!“ Ein Händedruck folgte. „Guten Tag, liebe Lene,“ er küßte seine Frau auf die Stirn.

Der große, blonde Feldartillerist stand mit rotem Gesicht stramm da, den Helm in der Hand, im Waffenrock, mit Epauletts, um seine Werbung anzubringen, aber Klausner ließ ihn gar nicht erst zu Worte kommen.

„Herr Leutnant, Sie waren mir immer ein sehr lieber Gast! Und es tut mir herzlich leid, daß ich Sie bitten muß, Ihre Besuche einzuschränken! Selbstredend bin ich genötigt, Ihnen die Gründe darzulegen, die Sie als Ehrenmann gelten lassen und für sich behalten müssen! . . . Ich habe dieses Jahr mit einem glatten Verlust von hunderttausend Mark gearbeitet, meine Töchter sind verwöhnt, ich weiß, Sie haben selbst ein kleines Vermögen, trotzdem müßte ich jetzt Gelder flüssig machen, und das darf ich nicht, denn meine Existenz steht auf dem Spiele. . . Sie sind noch jung, beide, also gewartet, vielleicht läßt sich über etwaige Projekte in drei Jahren sprechen, früher kaum!“ . . . Klausner hielt dem Offizier die Hand hin. „Wie gesagt, ich habe nicht das Geringste gegen Ihre Person einzuwenden, sonst wäre ich sicher nicht so offen gewesen! Adieu, mein lieber Herr Leutnant, und hoffentlich auf Wiedersehen!“

„Herr Klausner, wenn wir uns einschränken. . .“ Der schüttelte den Kopf.

„Ich bin Geschäftsmann! Hat man einmal einen Nachschlag bekommen, muß man's möglichst merken lassen, das ist nicht hübsch, aber es läßt sich nicht ändern!“

Der junge Offizier verbeugte sich sichtlich verwirrt und verließ das Zimmer.

Trude Klausner weinte in einer Ecke still vor sich hin. Auch sie hatte mit der Möglichkeit nicht im entferntesten gerechnet. Aber die Liebe läßt sich nicht so leicht werfen, Papa hatte gerade jetzt den unerfreulichen Jahresabschluß gemacht, waren erst ein paar Wochen ins Land gegangen, würde sich manches in erfreulicherem Lichte zeigen. Aber sie wußte: mit Hartnäckigkeit verdarb sie alles! Also sich vorläufig damit abgefunden und ihrem Schatz geschrieben, auf eine lange Probe würde ihre Geduld sicher nicht gestellt zu werden brauchen; daß ihr Vater ein beträchtliches Privatvermögen auf der Bank liegen hatte, war ihr bekannt. Merkte er nur erst, daß es wieder vorwärts ging, dann würde er schon mit sich reden lassen! . . . Nur jetzt vernünftig geblieben. Sie war doch ihres Vaters Tochter, der mit Ruhe und Fähigkeit sich emporgearbeitet hatte! . . .

Frau Klausner hatte mit ihrem Manne manche schwere Zeiten durchgemacht, sie war eine große, schlanke Frau mit leicht ergraumtem Haar. Ihre Hände legte sie auf seine Schultern.

„Fritz, es ist nicht das erste Mal, daß wir einen Strich unter die unerfreuliche Rechnung ziehen mußten.“

„Er ist schon gezogen! . . . Ein Hohn! Klausners Wohl!“

Spöttlich lachte er auf. Seine Frau nickte nur. Er aber nahm sie bei der einen, die Trude bei der andern Hand.

„So! Und nun den Kopf hoch! Meite gehen wir noch lange nicht, aber die Ohren müssen wir steif halten! . . . Und nun geht ihr beide zu Lene und schenkt der reinen Wein ein! In einer halben Stunde sitzt die Familie beim Mittagessen und macht keine langen Gesichter! Denn Unannehmlichkeiten zwingt man, indem man ihnen ruhig ins Auge sieht und sich nicht die Nerven kaputt zerren läßt!“

Als Frau und Tochter gegangen waren, fuhr er sich mit dem Taschentuche über die Stirn, atmete tief auf. . . . Für heute war's genug! Und nun gezeigt, daß Friedrich Klausner ein ganzer Kerl war, über den die Konkurrenz nicht höhniisch die Mundwinkel verziehen durfte, er fuhr ihr schon wieder an die Karre, — aber tüchtig!

Die Hände in die Manteltaschen vergraben, mit vor-geneigtem Kopf und schleppendem Säbel ging der Leutnant Krohlow nach Hause. . . . Aus allen Wolken war er gefallen! Gar nicht auf den Gedanken war er gekommen, daß er sich einen Korb hätte holen können. Die Trude hatte ihn lieb, Klausners zählten zu den reichsten Leuten der Stadt, er war bei ihnen immer sehr freundlich aufgenommen

worden, seine häufigen Besuche da draußen in der Villa hatten doch verraten, wie es um ihn stand, abgewinkt war ihm auch nicht worden — und man dieses energische Nein! . . . Was anders war doch die Verbrüderung auf drei Jahre nicht . . . Den Hausherrn hatte er allerdings wenig zu sehen bekommen, der war wohl auch des Glaubens gewesen, so schlimm würden die Verluste nicht sein, sich wieder ausgleichen lassen! . . . Im Kasino hatte man noch neulich, mit einem vielsagenden Seitenblick auf ihn, darüber geredet, was an so einer Flasche Jahnwasser verdient würde! . . . Und nun doch der riesige Verlust! Daß der nicht von heute auf morgen zu tilgen war, lag auf der Hand! Aber mit Klausners würde sich schon noch reden lassen! . . . Im Gymnasium hatte er mit Heinrich Wellerkamp in einer Klasse gefessen, der wollte doch damals Chemie studieren! Ein heller Kopf! Was mochte aus dem geworden sein? . . . Die Wege hatten sich getrennt. Vor Jahren war ihm einmal zu Ohren gedrungen, daß Wellerkamp auf der Universität ein rechter Kaufbold geworden war . . . Der mußte doch zu erwischen sein! Unter seinen Bekannten war vielleicht einer oder der andere, der etwas erfunden hatte . . . Einen Schimmer hatte er ja auch, wie es in der chemischen Industrie zugeht, denn bei den häufigen Besuchen war natürlich öfters das Gespräch auf dieses oder jenes gekommen, an dem Hunderttausende, Millionen im Handumdrehen verdient worden waren. Irgend etwas, das man dann in die Ecke geworfen, als es nicht mehr „zeitgemäß“ war, an das heute niemand mehr dachte . . . Also gleich hingeseht und an einen Freund geschrieben, ber in der Stadt geblieben war, in der man gemeinsam das Gymnasium besucht hatte, er solle ihm Wellerkamps Adresse besorgen.

Der junge Offizier ging die nächsten Tage wie im Traume herum. Sein Batteriefeld las ihm die Leviten.

„Ja, zum Teufel auch, Herr Leutnant Krohlow, was ist denn in Sie gefahren?“

Und bald wußte er es. Man tuschelte es sich heimlich zu.

Der arme Kerl hat sich bei Klausners einen Korb geholt! Wer das gedacht hätte!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Augenblick im Paradiese.

Skizze von El Correi.

„Entschuldigen Herr Leutnant . . . Erkennen mich Herr Leutnant nicht?“

In der gelben Sommerjonne stand da ein Mann wie eine schwarze Silhouette, eine Krücke unter dem linken Arm, ein Umriß von preussischem Landsknecht.

Der angeredete junge Offizier, der auf der Bank im Park des Kurorts saß, schüttelte den Kopf. — „Woher soll ich Sie kennen?“

Der aufrecht an seiner Krücke Stehende lachte — lachte leise, behaglich und etwas verhalten glühend, so wie dicke, fette Leute mit Vollbärten lachen, wenn von gewissen Dingen gesprochen wird. Dem jungen Artillerieoffizier fiel das jedoch nicht auf. Mit müdem Antlitz schaute er auf den Wegflieh. Er dachte: „Singt da ein Vogel oder eine Grasmücke?“

„Ja, Herr Leutnant,“ das kleine, anzügliche Lachen begann wieder, „kurios war's damals! Un noch kurioser is, daß ich den Herrn Leutnant hier treffe, und nach einem Jahr! Schon seit ein paar Tagen beobachte ich den Herrn Leutnant im frage mich in einem zur: is er's wohl oder is er's nicht! . . . Ich bin — mit Verlaub — der Unteroffizier Horn — Sturm bei Verdahn mitgemacht — Oberschenkelschuß — lange im Lazarett gelegen — seit drei Wochen hir am Ort zur Kur!“

Der Offizier nickte nur. Was ging ihn das an? Ihn interessierte etwas anderes mehr. Er fragte ohne aufzublicken: „Singt da ein Vogel oder eine Grasmücke?“

Unteroffizier Horn wich verblüfft um zwei halbe Schritte zurück. So stimmte es also doch: der junge Leutnant hatte es „mit den Nerven“. Mit seiner Batterie hatte er einem solchen Vernichtungsgener standgehalten, daß zuerst nur er übrig blieb, zwischen Leichen und glühendem Eisen lebendig begraben, verschüttet, tagelang mit dem Tode ringend.

„Ein Vogel ist's!“ sagte der Unteroffizier endlich. „Aber, ich hätte Herrn Leutnant was zu berichten — von damals — von Sommerweiler!“

Der junge Offizier hob jäh den Kopf und starrte den Sprechenden an — starrte ihn an mit seinen großen, tiefbraunen, leidenschaftsblühenden Augen . . . Und nun war der Unteroffizier seiner Sache ganz gewiß! Das war wirklich der kleine Artillerieoffizier von damals. „Sie sind's!“ rief er froh aus. „Gratuliere zum Eisernen, Herr Leutnant! Und an Sommerweiler werden Sie sich doch erinnern! An die Nacht, wo die Nachtigallen geschrien haben wie nicht geschied . . . Und wir zwei — ich meine, der Herr

Leutnant un' ich — mit die elektrische Taschenlaterne — von Villa zu Villa . . . im das Haus mit dem vertrauten Namen gesucht an mich gefunden! Un keine Menschenseele, die ma hätte fragen können! Nur die Nachtigallen . . . So fast die ganze Nacht durch, bis der Herr Leutnant plötzlich stehen blieb un' sagte —

Unteroffizier Horn hielt inne. Der junge Offizier hatte sich erhoben, entzärteten Gesicht.

„Das — das träumte ich doch nur!“ stammelte er und griff in die Luft, als taste er nach einer Spuregehalt seiner Einbildung.

„Ei, woher denn!“ In väterlichem Tone sagte es der Mann. „Das geht allens mit rechten Dingen zu! Die Welt ist kleine un man trifft sich! Un nun kann ich doch die Größe ausrichten, die mir das Föhlen hat aufgetragen für den Herrn Leutnant!“

Benno Unger, der junge Offizier, wurde jäh verpupurt im Gesicht. Er rang nach Atem, er kämpfte sich durch die Leberwuschung hindurch und ließ endlich hervor: „Erzählen Sie! Segen Sie sich! Doch nein! Lassen Sie mich erst nachdenken! . . . Wie war's doch damals?“

Er schloß, sich in die Bank zurücklehrend, seine Augen . . .

Und nun jah er alles wieder vor sich: den Stappensplatz, das kleine fremde Städtchen im Brande der Mittagssonne, die holperigen Pfastergassen, die gährende Debe eines Marktplatzes mit plätscherndem Brausen. Geruch nach Staub und Bierden. Auf der Landstraße draußen in Staub und Blut der Zug abrückender Kavallerie, der er beim Morgengrauen des andern Tages mit seiner Abteilung zu folgen hatte — fort an die Front, in Feuer und Tod . . . Aber irgendwie war er gebannt. Er mußte allein sein, irgendwie Abschied nehmen. Oder beten. Sich finden zu einem Begriff, zu einem Gefühl, das ihm half, ihm helfen würde, wenn er der Hilfe bedurfte . . . Er hatte keine Eltern mehr, keine Geschwister, keinen aufrichtigen Freund. Nur Geld. Er war ein „reicher Junge“ — in dieser Stunde aber fühlte er, wie arm er war. Nur seine geliebte Uniform hatte er. Damit stand er allein, vor Gott, die war sein Schicksal, die führte ihn zu Ehre und Tod. — Mit diesen Gedanken war er durch die öden, unbekannt, sonneglühenden Gassen des Grenzstädtchens geschritten — bis plötzlich eine Erscheinung vor ihm auftauchte. Ein weißes Kleid, ein Paar stiller Augen, die ihn ansahen, als sei ihnen jede Regung seines Herzens offenbar . . . Und an diese Augen hing sich plötzlich seine einsame Seele. Da war ein Halt, ein Versehen, ein Zusammenklang seines Wesens mit einem anderen Wesen.

Und er folgte der Frau. Er starrte sie unverwandt an, wartend. Denn sie war nicht allein. Ein alter Herr und eine alte Dame waren bei ihr, vermutlich ihre Eltern. Sie gingen endlich in ein Hotel am Markt und setzten sich in der kühlen, stillen Gaststube zu Tisch. Er blieb im Nebensaal und durch die offene Tür schaut er zu ihr hin, bis sie — wie hypnotisiert — aufstand und hinüber in den Saal kam . . . Sie fragte leise, wie im Vorbeigehen: „Warum sehen Sie mich so an?“

Seine Hand faßte nach der ihren. „Ich muß Sie ibrechen,“ bat er. „Wo?“

„Sommerweiler — Villa Beau Sejour!“ flüsterte sie.

„Ich kann nur abends kommen!“ flog's von seinen Lippen. „Erwarten Sie mich!“

Sie nickte, entzog nach kurzem Druck ihre Hand der seinen und ging an ihm vorbei.

Und abends, als der Dienst ihn freigab, machte er sich nach dem nahen Villenort Sommerweiler auf den Weg. Schwer düsterten aus den fremden Gärten die Rosen. Die Akazien ließen ihre Blühtenstraßen leuchten und strömten ihren Wohlgeruch in weichen Wellen aus. Die Nachtigallen stöhnten ohne Unterlaß. Die ganze Welt atmet in einem geheimnisvollen, feierlichen Glück des Seins . . .

Und dieses feierliche und wonneschwere Glück fühlte er auch in sich. Seine Hand empfand noch wohligh den Druck einer anderen Hand; seine Lippen glühten gleichsam noch vom Aufbauch eines anderen Mundes. Dabei über allem ein Staunen, denn er keine Begriffe leihen wollte . . . Es war wie im Paradiese, wo sich die Seelen fanden ohne Worte, ohne die gemeinen Gesten des Alltags. In ganzer erfüllender Seligkeit erschoß sich ihm das Wunderbare. Er hatte Gnade gefunden vor dem Allgeiß der Liebe und durfte noch einmal leben — leben, bevor er hinging, um zu sterben. Denn das wußte er in dieser Rosennacht. Nur ihn wartete der baldige, schwarze Tod, der heilige Opfertod fürs Vaterland. Seine Stunden waren gezählt. Sein Name stand bereits im Buche der Ewigkeit.

Später dachte er freilich anders über diese Stunde und ihre Stimmung. Später maß er alles mit dem Maße der Sucht nach einem letzten Abenteuer im Zeichen des Kriegs, der alle Schrecken lockert. Später glaubte er, von einer Leichtfertigen nur genarrt zu sein, beim er fand die genannte Villa nicht. An jeder Gartentüre stand er still und wurde von tausend schweben Dästen, tausend Geräuschen, Schatten und Sinnestäuschungen trunken. Und die Zeit verstrich, die köstliche Zeit seines bemessenen Eigenlebens. Als er zwei abseits liegenden Landhäusern, die mit erhellten Balkonen lockten, zusahete, gesellte sich ein Mann zu ihm, wie er im feldgraunen Rock, eine kleine Pfeife rauchend. Der half ihm fuchzen und beleuchtete mit seiner Taschenlaterne die Namensschilde an den Villen. Vergebens; weit und breit keine Villa Beau Sejour. — Der Traum vom Paradies war aus. Ein Leid,

Das fast Etel war, im Herzen, ging er beim Morgenrauen mit bitterer Freudigkeit, sein verhöhntes Selbst verachtend, in's Leben zurück — dem Tode entgegen.

Und nun? Was hatte da der Mann gesagt? War das sein nächstlicher Begleiter? Der junge Offizier richtete sich langsam auf — ein bärtiges Gesicht lächelte ihn an. Geduldig hatte der Mann die ganze Zeit gewartet, jetzt sagte er: „Ich hatte mir ja gedacht, was der Herr Leutnant suchte...“ Und da ging ich andern Abends wieder los — ich fand sie... ich fand die Filla. Sie hieß mich mehr so französisch. Und wie ich so am Gartentore saß, so ganz im Duskern, da kommt eine weiße Gestalt, nimmt mich bei der Hand und sagt ganz ohne Hast: „Endlich kommen Sie! Ich erwartete Sie doch schon gestern Nacht!“ Sie dachte wohl, ich sei der Herr Leutnant! Als sie aber jetzt meine Tage kühlte und meine Biere roch, da knippte sie mit ihrer Offensive und prallte ab. Ich aber, nicht faul, sage: Der Herr Leutnant hat die ganze Nacht die Filla beschnur gesucht um mich gefunden! Er ist heute früh vor Tau und Tag abgerückt und läßt das Fressen noch idyllisch grüßen! — Da hat sie dagestanden wie 'ne Steinfigur! Und dann beachte sie nur vor: „Ich danke Ihnen! Und grüßen Sie ihn, wenn Sie ihn wiedersehen!“ Dabermil war sie weg wie weggeblasen!

Der junge Offizier hatte längst die Hand des anderen gepackt. Seine heißen Augen glühten verächtlich aus dem bleichen Gesicht. „Sie hatte gewartet?“ stammelte er, „erzählen Sie alles noch einmal, langsam und genau!“

Langsam und genau wiederholte Unteroffizier Horn seine kleine Geschichte, die wie ein Märchen klang. Die Reise zwitscherte ganz leise dazu, des Jasmin ließ seine Duftwolken in die schwere Mittagssonnenglut strömen — und jetzt begann auch eine Gras- müde zu zirpen.

Und die Welt war plötzlich so weit, das Leben so wunderbar reich und göttig. Wie im Paradiese war's, wo sich die Seelen fanden ohne Worte.

„Wenn ich gesund bin, werde ich sie wieder suchen und zu finden wissen!“ sagte der junge Offizier dann leise und seine Hand ruhte leicht und glühend in der festen Pranke des anderen. Der aber nickte und lächelte, lächelte milde und sagte dann wie zu einem Kranken Kunde: „Jetzt stungen sie alle beide — die Meise in die Gras- müde... Herr Leutnant, hören Sie's?“

Vermischtes.

* „Es wird alles wieder gut werden.“ Wir freuen uns, so schreibt die „Köln. Zig.“, aus einem uns zur Verfügung gestellten Briefe eines Batterieführers aus dem Felde von Gube Mai folgende Stelle mitteilen zu können: „Seute morgen habe ich einen sehr netten Mitt gemacht durch eine Gegend, in der seit 1914 viel und schwer gekämpft worden ist. Die Dörfer, durch die ich kam, werden wohl nie wieder so aufgebaut werden, daß die Spuren der Verwüstung gänzlich verschwinden; aber draußen auf den Feldern und Wiesen sind die Gräben zum großen Teil zusammen- gestürzt, und die Natur hat über sie ihr grünes Frühlingkleid gebreitet, als wollte sie sagen: es wird alles wieder gut werden. Diese Jahreszeit und der Krieg passen auch ganz besonders schlecht zusammen. Sehr traurig ist mich, einige deutsche Kriegesgräber zu sehen, die die Franzosen hergerichtet hatten. Da standen auf den Hügeln schlichte Holzkreuze, die die Inschrift trugen: „An Alle- mand mort pour sa patrie.“ („Ein Deutscher, der für sein Vater- land gestorben.“) In den Zeitungen liest man immer nur von Gräberstürmungen, aber fast nie etwas Gutes von dem Feinde.

Büchertisch.

— Professor Peter Behrens: Vom spartanischen Dauen. Preis gebunden 2,80 Mk. Verlag der Bauwelt. Berlin SW 68, Ullstein & Co. — In dem soeben erschienenen Buche stellt der Architekt Peter Behrens seine künstlerische Kraft und praktische Erfahrung in den Dienst des Arbeiterhauses. Seine Vor- schläge gehen dahin, nicht nur dem gutbezahlten Handarbeiter, son- dern auch der untersten Lohnklasse ein würdiges gesundes Haus — nicht eine Zelle in einer Mietskaserne — zu beschaffen. Eine neue Aufteilung des Geländes erlaubt es, die Massenkosten ganz be- deutend herabzusetzen. Weitere Ersparnisse entfallen durch technische Verbesserungen an den Einzelheiten. Alles in allem will Peter Behrens auch dem Mann mit Familie und 1200 Mk. Einkommen ein Haus gegen erschwingliche Miete anbieten.

— F. Müller-Eber, Die Zählung der Kornen. Erster Teil: Soziologie der Fruchtwahl und des Bevölkerungswezens. 6. Band der „Entwicklungsstufen der Menschheit“. Preis gebunden 7,50 Mk., gebunden 10 Mk. Verlag von Albert Langen in München. — Von der Müller-Eberschen Soziologie ist soeben der sechste Teil erschienen. Immer deutlicher wird ersichtlich, daß dieses gewaltige Werk eine völlig neue Grundlegung der Soziologie be- deutet und als Markstein und Wendepunkt in der Entwicklung dieser modernsten Wissenschaft zu betrachten ist. Nachdem Müller-Eber in den bisher erschienenen Bänden der „Entwicklungsstufen der Menschheit“ das gesamte Geschlechtsverhältnis und die Familie be- handelt hat, nimmt er in dem vorliegenden Buche den wichtigst-

Teil des Generationsverhältnisses in Angriff, die Soziologie der Fruchtwahl. Das Buch ist, wie die früheren, gemeinverständlich geschrieben und setzt keinerlei Fachkenntnisse voraus. Das Thema ist auf knappem Raum erschöpfend behandelt. Dem frischen, leben- digen Buch voll klarer Diktion und logisch durchgeführten Argu- menten darf die Wirkung einer nicht nur hochinteressanten, an- regenden, sondern selbst spannenden Lektüre zugesprochen werden. Es wird auch darum dazu beitragen, den Lehren des großen So- zialologen die Verbreitung zu verschaffen, die sie verdienen.

— Das indische Grabmal. Roman von Thea von Harbou. Berlin, Ullstein u. Co. — Der neue Roman der Harbou ist eine Vision mit der Blut und den düsteren Schatten des Wunderlandes Indien. In einer Nacht wird es von der jagenden Phantasie des Bildhauers Michael Fürbringer erlebt, der, noch fieberkrank, in seiner Wahnung den Besuch eines Fremden emp- fängt, eines braunen Asiaten. Der Nadscha von Sidnapur sendet ihm ein Schreiben, worin er von ihm fordert, er solle einer Frau, die der Fürst geliebt und verloren hat, ein unvergleichliches Grabmal errichten, aus Wäcken handverarbeiteten Marmors, aus Silber und Gold, aus Perlen und Edelsteinen. Und nun stürzen über die berauschte und entsetzte Seele des Künstlers wie ein ungeheures Abbild die stehenden Gestaltungen einer erotischen Welt.

— Eberhard Dühner, Kriegsdokumente. Der Weltkrieg 1914/16 in der Darstellung der zeitgenössischen Presse. Neunter Band: Von der Kriegserklärung Italiens an Oesterreich bis zum deutschen Vormarsch auf Warschau Juli 1915. Titel-, Umschlag- und Einbandzeichnung von Prof. F. S. Gmide. Preis geb. 4 Mk., in Leinen geb. 6 Mk. Verlag von Albert Langen, München. — Der vorliegende neunte Band des bestens bekannten Sammelwerkes setzt mit den Nachrichten von 1915 ein, deren gewitterschwüle Spannung sich in der Kriegserklärung Italiens an Oesterreich-Ungarn löste. In die folgenden Monate fallen die ersten Treffen an der italienischen Grenze, die heftigen Kämpfe um Deutsch- Südwest und die Eroberung der Festung Brzenzaf durch die Russen, fällt aber schon der Beginn des heftigen Vormarsches in Polen. Um die Mitte des Juli 1915 und mit dem verheißungsreichen Aus- blick auf den baldigen unausbleiblichen Fall Warschans schließt der Band.

— Die erste neue Karte von Europa ist erschienen und läßt uns in übersichtlicher farbiger Darstellung die neuen Staaten im Osten sowie die Grenzänderungen der schon bestehenden Staaten erleben, soweit die bisherigen Friedensverträge darüber Bestimmungen getroffen haben. Das große russische Reich ist in eine Reihe kleinerer politischer Gebiete aufgelöst und unser altes Europa bekommt dadurch ein ganz verändertes Gesicht. (S. Frei- tags Karte von Europa 1918, 1: 7¹/₂ Mill., 70:90 Ztm. groß, Preis bei Voranzahlung R. 3,10 — Mk. 2,10, Verlag G. Freitag & Berndt, Wien VII., Schwotterfeldgasse 62.)

— Der Siegeszug durch Rumänien. Von Major im Kriegspresseamt Alfred von Osberg. Hermann Hilger Verlag, Berlin, Preis 2 Mark. — Der Verfasser hat als Führer einer Gruppe neutraler Kriegsberichterstatter im Auto die eroberten Gebiete Rumaniens kreuz und quer durchzogen und so die beste Gelegenheit gehabt, die Gegenden, in denen wir unsere gewaltigen Siege erfochten haben, genau kennen zu lernen.

— Bevölkerungs- und Siedlungsfragen im Land Ob.-Ost. Von Prof. Dr. R. v. Rümker. Preis 80 Pf. mit 20 Prozent Feuerungszuschlag. Verlag Paul Parey, Berlin SW 11.

— Rechtsfragen für Haus und Beruf von Referen- dar H. Werner. Verlag E. Schwarz & Co., Berlin S. 14, Dres- dener Str. 80. Preis Mk. 1,50. Taschenformat.

— „Wassensieg und Wirtschaftskrieg“ von Dr. Georg Wilhelm Saele. Verlag „Das Größere Deutschland“ G. m. b. H. Dresden-Al. 1, Preis 80 Pf.

— Mein Vaterland. Deutscher Jugendbücher zur Pflege der Vaterlandsliebe. Band 38 und 39. Der Kaiser war bei uns! Eine Sammlung Kriegsberichte von Paul Lindenberg. In Papp- band geb. 1,50 Mark. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co.

— Freie Bahn für den Tüchtigen. Ein Vortrag von Oberstleutnant Dr. Georg Kerchenheiner, M. d. R., 32 S., Brosch. 80 Pf., Stuttgart 1918, Verlag von Jung & Sohn, Stuttgart.

Stammtisch-Scherz.

1/29 Genitiv Kriminalkommissar
Kriminalwachtmeister
Schutzleute

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Demogramms in voriger Nummer.

	K	A	A	
K	R	A	N	Z
	A	B	T	
A	N	T	O	N
	Z		N	